Der Kampf in den Küchen

Die Alliierten wollten die Deutschen durch Aushungern mürbe machen. Und die Blockade war wirkungsvoll: Etwa 700 000 Menschen starben während des Krieges an Unterernährung. Aus den Protesten gegen Hunger und Entbehrung entwickelte sich der Aufstand gegen das Kaiserreich.

Das kaiserliche Berlin war am 15. Oktober 1915 mit wichtigen Dingen beschäftigt. Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, der Held von Tannenberg, wurde aus Anlass seines 67. Geburtstags gefeiert.

Die Untertanen des Kaisers, die sich an diesem Abend in der Landsberger Allee 54 vor dem Laden des Herrn Göbel versammelten, hatten andere Sorgen. Lautstark protestierten etliche Frauen gegen steigende Butter-Preise. Ladenbesitzer Göbel schloss eilig sein Geschäft. Doch gegen 20 Uhr wuchs die Menge auf 5000 bis 6000 Menschen an, sie johlten, pfiffen und warfen Steine ins Schaufenster und auf die Polizisten. Erst um 22.30 Uhr nachts, heißt es im Bericht des Polizeibeamten Marschke, herrschte wieder „Ruhe auf der Straße“.

Doch die Unruhen wegen der Butter hörten nicht auf. Den ganzen Oktober über sammelten sich besonders in den Arbeiterbezirken Friedrichshain und Lichtenberg oft mehrere tausend Unzufriedene. Die Polizeispitzel ließen in ihren Berichten zunehmend Verständnis für die Wut der Frauen durchblicken, und ihr Vorgesetzter, Polizeipräsident Traugott von Jagow, nahm den Aufruhr so ernst, dass er Kopien der Vermerke an höchste Stellen schickte – sogar an den Kaiser persönlich.

Am 31. Oktober verfügte Generaloberst Gustav von Kessel einen Höchstpreis von 2,80 pro Pfund Butter, 20 bis 60 Pfennig unter dem Niveau, das den Aufruhr ausgelöst hatte. Damit schaffte er tat-

Tauschgeschäfte in Berlin um 1917*

* Kartoffelschalen werden gegen Brennholz getauscht.

INTERFOTO

Werbung für Kriegsanleihe
„Gott strafe England“

sächlich Ruhe auf der Straße – fürs Erste jedenfalls.

Die Butter-Krawalle – ähnliche gab es in vielen anderen Städten – waren die erste große Demonstrationswelle gegen die Folgen des Weltkrieges für das gemeine Volk. Was als spontane Aktion wider vermeintliche Kriegsgewinnler und Spekulanten begann, richtete sich bald gegen die Unfähigkeit der Reichsregierung, der Ernährungskrise Herr zu werden.

Je länger das Schlachten an den Fronten andauerte und der Hunger in der Heimat wuchs, desto mehr bekamen die Proteste politische Untertöne: In ihnen artikulierte sich Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht, aber auch Hass auf die oberen Klassen, die sich auf dem Schwarzmarkt noch fast alles kaufen konnten, und die Forderung nach einem „Lebensmitteldiktator“, der endlich alles ordnen sollte. Die Empörung der Hunger-Proteste ging schließlich über in die revolutionäre Bewegung des November 1918, die das Kaiserreich hinwegfegte. Die Reichsregierung hatte die Demonstrationen gegen die Mangelwirtschaft von Anfang an ernst genommen, wie schon die Reaktionen auf die Butter-Unruhen zeigten. Denn die „Heimatfront“, so hieß der nun erstmals weit verbreitete Begriff, galt als ebenso kriegsentscheidend wie die Front an den Schützengräben. „Die Grenzen schirmt der Männer Stahl – / Zum Kampf mit tausendfacher Qual/ Steht auf, ihr deutschen Frauen!“, dichtete 1914 die Führerin der deutschen Frauenbewegung, Helene Lange.

Zum ersten Mal in neuerer Zeit war die Zivilbevölkerung total in einen Krieg einbezogen. Zwar blieb sie von Militäraktionen noch weitgehend verschont – obwohl es auch im Ersten Weltkrieg schon Luftbombardements auf frontnahe Städte wie Freiburg oder Paris gab. Doch das zivile Leben im Deutschen Reich, ebenso wie in Frankreich und Großbritannien, stand fast ganz im Zeichen des Krieges.

Unter äußerst misslichen Umständen bahnte sich dabei eine andere, aktivere Rolle der Frauen aus der Arbeiterklasse an. Frauen mussten männliche Arbeits-

Schlange vor einer Schlachterei

ULLSTEIN BILDERDIENST (L.); SÜDDEUTSCHER VERLAG (R.)

HULTON ARCHIVE (O.); AUSTRIAN ARCHIVES / CORBIS (U.)

Bombenkrater in Paris (1916), Propaganda-Aufkleber*: *Erstmals war die Zivilbevölkerung total in den Krieg einbezogen*

kräfte ersetzen und die Rolle der Väter in der Familie übernehmen. Denn die bis dahin unerreichte Zahl von über 13 Millionen Männern wurde im Lauf des vierjährigen Krieges eingesetzt, von ihnen starben über 2 Millionen. Insbesondere in den Rüstungsbetrieben, aber zum Beispiel auch im Straßenbau, leisteten weibliche Kräfte nun Schwerstarbeit. Die Frauen trugen dazu die ganze Last des Kampfes um das tägliche Überleben. Nach stundenlangem Anstehen in den Schlangen mussten sie aus immer weiter schrumpfenden Rationen etwas Essbares herstellen.

Im Guten wie im Schlechten wirkten die Veränderungen der Kriegsgesellschaft bis in die Nachkriegszeit hinein. Aus den Hunger-Demonstrationen entwickelte sich ein politisches Bewusstsein für mehr Demokratie. Not und Ungerechtigkeit der Mangelwirtschaft verschärften aber auch die Klassengegensätze: Die Beamten neideten etwa den Schwerarbeitern ihre Sonderzulagen, die hungernden Massen in den Städten schimpften auf Bauern und Großagrarier, die sie für hohe Preise und das Horten von Nahrungsmitteln verantwortlich machten. Die Wut auf Kriegsspekulanten hatte nicht selten eine antisemitische Tonart.

Dass Versorgungsprobleme die Lage im Lande bestimmen würden, zeigten schon die Zahlen zu Kriegsbeginn: Deutschland importierte rund ein Drittel seiner Nahrungsmittel. Die britische Flotte blockierte gleich im August 1914 die Zufahrten zu den deutschen Häfen mit dem erklärten Ziel, nicht nur der Rüstungsproduktion wichtige Nachschubgüter abzuschneiden, sondern auch den Widerstand der Zivilbevölkerung durch Aushungern zu brechen. Mit den neutralen Staaten auf dem Kontinent schlossen die Alliierten Abkommen, nach denen die Lieferung zahlreicher Ernährungsgüter, etwa von Milchprodukten, an Deutschland und Österreich-Ungarn verboten war.

Die Blockade wirkte schon bald: Zunächst verursachte die Knappheit einen enormen Anstieg der Preise. Im Mai 1915 kosteten Nahrungsmittel 65 Prozent mehr als vor Kriegsbeginn. Brot und Kartoffeln, die typisch deutschen Grundnahrungsmittel, traf es besonders. Die Wut darüber richtete sich erst einmal gegen den Feind. „Gott strafe England“, lautete eine beliebte Begrüßungsformel, und die korrekte Antwort hieß: „Er strafe es.“ Für ein Kriegskochbuch („Des Vaterlandes Kochtopf“) machte der Verlag Reklame mit den Worten: „Die Küchenfrage ist jetzt eine Bewaffnungsfrage geworden, um dem englischen Aushungerungsplan wirksam zu begegnen.“

Die Herrscherfamilie ging beispielhaft voran in der Kunst frugaler Lebensweise. Kaiserin Auguste Viktoria sammelte in den Schlossgärten von Homburg oder Wilhelmshöhe höchstselbst Fallobst auf. Als ihre Hofdamen einmal die Paradiesäpfelchen schon vor Erscheinen der Hoheit aufgeklaubt hatten, so erinnerte sich eine von ihnen, „wurde sie sehr ärgerlich und verbat sich diesen Eingriff in ihr Amt auf das Energischste“.

Ihr Gatte Wilhelm II. stieß an der Hoftafel auf peinlich berührtes Schweigen, als er einen Bericht seines ostpreußischen Forstmeisters Freiherr Speck von Sternburg über die Lage des Hirschbestandes im kaiserlichen Jagdrevier vorlas – der Jägersmann empfahl mitten in der Hungerkrise, „Mohrrüben zur besseren Geweihbildung für die Fütterung aufzukaufen“.

„Kaiserin Auguste Viktoria sammelte in den Schlossgärten von Homburg oder Wilhelmshöhe Fallobst.“

* In Österreich-Ungarn.

Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie (1917): *„Zum Kampf mit tausendfacher Qual, steht auf, ihr deutschen Frauen“*

Auch Briten und Franzosen hatten an ihrer „home front“ oder „front arrière“ mit Nahrungsproblemen zu kämpfen. Nachdem Deutschland 1917 den „uneingeschränkten“ U-Boot-Krieg gegen die Alliierten ausgerufen hatte, gab es auf der Insel spürbare Einschränkungen. Doch die Deutschen litten ohne Zweifel schwerer unter dem Hunger-Krieg.

Die schon durch die Blockade angespannte Versorgungslage wurde noch durch die mangelhafte Organisation verschärft. Das Chaos in der Ernährungswirtschaft stand in merkwürdigem Gegensatz zur Effizienz, mit der die militärisch-industrielle Produktion die Nachschubprobleme in den Griff bekam. Bei Kriegsbeginn reichten die Rohstoffvorräte der Industrie höchstens für ein halbes Jahr. AEG-Chef Walther Rathenau regte sofort die Gründung einer „Kriegsrohstoffabteilung“ im Preußischen Kriegsministerium an, die mit Mitarbeitern aus der Privatwirtschaft besetzt und zunächst von Rathenau selbst geleitet wurde. Die „unbestritten erfolgreichste Wirtschaftsorganisation, die während des Krieges in Deutschland geschaffen wurde“, so der amerikanische Historiker Gerald D. Feldman, war zwar auch die Schaltstelle, an der die Großkonzerne Aufträge und Profite unter sich aufteilten. Sie brachte es aber auch zu Stande, dass noch im letzten Kriegsjahr die Rüstungsproduktion ihren Höhepunkt erreichte.

Eine ähnliche Organisationsform, die Rathenau auch für die Lebensmittel vorgeschlagen hatte, lehnte das Kriegsministerium ab – die Verantwortung für diese erkennbar unangenehme Aufgabe mochte der Minister Erich von Falkenhayn nicht auch noch übernehmen. So kam es zu einem Wirrwarr von Dienststellen wie der Kriegsgetreidegesellschaft oder der Reichskartoffelstelle, die jeweils nur beschränkte Kompetenzen hatten. Ein schließlich im Mai 1916 gegründetes Kriegsernährungsamt (KEA) war nur für die Zivilbevölkerung zuständig und konkurrierte mit dem Militär um die Nahrungsmittelbeschaffung. In der KEA durften zahllose Verbände von den christlichen Gewerkschaften bis zu den Großagrariern mitreden – und blockierten sich dabei meistens gegenseitig.

Anfang 1915 musste als erstes Nahrungsmittel das Brot rationiert werden, im Dezember die Milch. Im folgenden Jahr gab es auch Fett,

ULLSTEIN BILDERDIENST (O.); PAUL CASTELNAU / M. CULTURE / ARCH.PHOTO / CMN (U.)

Flüchtlinge im französischen Reims (1917): *Leben im Zeichen des Krieges*

Der „Schatten-Kaiser“

Die Kriegsjahre verbrachte Wilhelm II. fast vollständig im Großen Hauptquartier. An den militärischen Entscheidungen war der psychisch labile Monarch jedoch kaum beteiligt.

Am 4. August 1914, drei Tage nach der Mobilmachung, erklärte Wilhelm II. in seiner Thronrede zur Eröffnung des Reichstags: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“

Nie wähnte sich Wilhelm II. seinem Ideal des Nationalkaisertums näher als in diesen Tagen zu Beginn des Kriegs – und war doch in Wahrheit meilenweit davon entfernt.

Der Kaiser war in den vier Kriegsjahren zu keinem Zeitpunkt in der Lage, die militärischen Operationen persönlich zu leiten. Weder intellektuell noch psychisch war er fähig, die Geschicke des Deutschen Reichs effektiv und zielgerichtet zu lenken. Er war – wie seit Beginn seiner Regentschaft 1888 – labil, sprunghaft und oft in Wunschvorstellungen fern der Realität verhaftet.

Noch wenige Tage vor Kriegsausbruch hieß es, der Kaiser sei entschlossen, „die Sache durchzufechten, koste es, was es wolle“. Einen Tag darauf war die Stimmung „völlig umgeschlagen“, wie der preußische Kriegsminister Erich von Falkenhayn feststellte. Der Kaiser halte „wirre Reden, aus denen nur klar hervorgeht, dass er den Krieg jetzt nicht mehr will“. Wiederum einen Tag später vermerkte Falkenhayn, die Stimmung des Kaisers habe sich erneut geändert, jetzt sei er der Meinung, die ins Rollen gekommene Kugel sei nicht mehr aufzuhalten.

Unmittelbar bei Kriegsbeginn übertrug Wilhelm II. seine Befugnisse als Oberster Kriegsherr an den Chef des Großen Generalstabs, Helmuth von Moltke. Dieser wurde durch ihn ermächtigt, im Namen des Kaisers selbständig Befehle zu erteilen. Nach außen sollte aber unter allen Umständen die Fiktion aufrechterhalten werden, alle Entscheidungen und Befehle würden entweder durch Wilhem II. selbst oder mit seinem Wissen und seiner Billigung erfolgen.

Die Wirklichkeit war davon jedoch weit entfernt. Zwar verbrachte der Kaiser fast die gesamte Kriegszeit im Großen Hauptquartier, das sich zu Kriegsbeginn in Koblenz, dann in Luxemburg, im französischen Charleville-Mézières und in der zweiten Kriegshälfte in Bad Kreuznach und im belgischen Spa befand.

Dort ließ er sich jeden Vormittag über die militärischen Ereignisse Bericht erstatten und markierte Erfolge gern höchstpersönlich mit Fähnchen auf großen Karten. Ansonsten nahm der Kaiser jedoch nicht an strategischen Planungen teil. Vielmehr bemühten sich die Militärs, ihn so weit wie möglich von ihren Vorhaben und Entscheidungen auszuschließen.

Bereits im Herbst 1914 klagte Wilhelm II.: „Der Generalstab sagt mir nichts und fragt mich auch nicht. Wenn man sich in Deutschland einbildet, dass ich das Heer führe, so irrt man sich sehr.“ Und fuhr frustriert fort: „Ich trinke Tee und säge Holz und gehe spazieren, und dann erfahre ich von Zeit zu Zeit, das und das ist gemacht, ganz wie es den Herren beliebt.“

Hin und wieder stattete er zwar verschiedenen Truppenteilen Frontbesuche ab. Die Militärs vermieden es jedoch, ihn in unmittelbare Nähe der Kampfhandlungen zu bringen. Einen persönlichen Eindruck des menschenverachtenden Grabenkrieges etwa bekam er nie. Als Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff im August 1916 die Oberste Heeresleitung übernahmen, sank der Einfluss Wilhelms II. noch weiter.

Vor dem Krieg war der Kaiser stets in der Öffentlichkeit präsent, er liebte Empfänge, Paraden und Aufmärsche, Jagden, Reisen im Reich und ins Ausland. Nun, meist im Großen Hauptquartier und nur noch selten in Berlin, verschwand Wilhelm II. auch für die Öffentlichkeit immer mehr von der Bildfläche und verlor, je länger der Krieg dauerte, an Bedeutung. Der britische Historiker John C. G. Röhl nennt ihn daher den „Schatten-Kaiser“.

Mit fortschreitendem Kriegsverlauf litt Wilhelm II. zunehmend unter Realitätsverlust und flüchtete sich häufig in eine monarchisch-religiöse Phantasiewelt. So schrieb er etwa im Januar 1917 dem Rassenideologen Houston Stewart Chamberlain: Der Krieg sei „ein Kreuzzug gegen das *Böse* – Satan – in der Welt, von uns geführt als *Werkzeuge* des Herrn ... Gott will diesen Kampf ... Er wird ihn leiten, um den Ausgang brauchen wir nicht zu sorgen, wir werden leiden, fechten und siegen unter Seinem Zeichen! Dann kommt *der* Friede, der *deutsche*, der *Gottes*-Friede, in dem die ganze befreite Welt aufathmen wird“.

Im Herbst 1918, als sich in Deutschland eine aggressive Anti-Kriegsstimmung ausbreitete und die Matrosen rebellierten, verlor Wilhelm II. weitestgehend den Bezug zur Realität. Auf die wiederholte Forderung des Reichskanzlers Max von Ba-

HULTON ARCHIVE

Wilhelm II. mit Generalstab an der Westfront (um 1915): *„Ich trinke Tee und säge Holz“*

AKG

Der Kaiser als Postkartenmotiv (1915)
Fortschreitender Realitätsverlust

den, auf den Thron zu verzichten, erklärte er noch am 1. November: „Wenn zu Hause der Bolschewismus kommt, stelle ich mich an die Spitze einiger Divisionen, rücke nach Berlin und hänge alle auf, die Verrat üben. Da wollen wir mal sehen, ob die Masse nicht doch zu Kaiser und Reich hält." Am 8. November phantasierte er gar: „Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Engländer mir noch Truppenhilfe anbieten, um den Bolschewismus in Deutschland zu unterdrücken."

Um den Kaiser auf den Boden der militärischen und politischen Tatsachen zurückzuholen, bestellte General Wilhelm Groener, seit 26. Oktober Nachfolger Ludenforffs in der Obersten Heeresleitung, am Vormittag des 9. November 50 Frontoffiziere in das Hauptquartier. Die 39, die eintrafen, wurden gefragt, ob die Armee bereit sei, gegen die revolutionären Umtriebe in der Heimat vorzugehen. Nur ein einziger bejahte.

Als Wilhelm II. ankündigte, er sei bereit, als Deutscher Kaiser abzudanken, „aber nicht als König von Preußen", und daran denke, nach einem Waffenstillstand an der Spitze der Truppen nach Berlin zu marschieren, erwiderte General Groener kalt: „Unter seinen Generälen wird das Heer in Ruhe und Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter der Führung Eurer Majestät."

Im Morgengrauen des 10. November floh der Deutsche Kaiser Wilhelm II. mit einer Hand voll Getreuer. In zwei Personenwagen, bewaffnet mit vier Karabinern, erreichten sie den niederländische Grenzposten Eijsden. Nach Überschreiten der Landesgrenze musste Seine Majestät im Wartesaal des Bahnhofs auf seinen Hofzug warten.

JOACHIM MOHR

Fleisch, Eier und Kartoffeln offiziell nur noch auf Karten, ebenso wie Kaffee, Tee, Zucker, Hülsenfrüchte und Teigwaren. In den Großstädten richteten die Behörden Volksküchen ein, die, wie in Hamburg, mitunter täglich bis zu 150 000 Menschen versorgten, ein Sechstel der Bevölkerung.

Doch die öffentlichen Speisehallen waren ein ständiger Ort des Ärgers. Die „Minderbemittelten", wie die ärmere Bevölkerung im Amtsdeutsch hieß, sahen darin weniger eine Wohltat als eine Diskriminierung gegenüber den besseren Kreisen, die um die Volksküchen einen großen Bogen machten. Das Essen könne man an manchen Tagen nur „mit Ekel und Brechreiz" in sich hineinquälen, urteilte ein Hamburger über das Menü – „die stinkende Graupensuppe, die ungewürzte Salzwasser-Reissuppe oder die sauren Pflaumen mit Wassernudeln ohne Zucker".

Immer häufiger begann es an der Heimatfront zu rumoren. „Eine wahre himmelschreiende Sünde ist es, wie es zugeht", schrieben „Krieger- und Nichtkriegerfrauen von Hamburg" im Juni 1915 anonym an den Senat. „Es müsste den Wucherern alles weggenommen und an arme Leute verschenkt werden. Wir wollen mal sehen, wenn wir es unseren Männern schreiben, wie es uns geht. Es sind doch unsere Männer, die den Feind von all den Verwüstungen zurückhalten."

Viele machten die Drohung wahr und verstärkten mit ihren Berichten von den Leiden in der Heimat die Kriegsmüdigkeit an der Front. Der Historiker Hans-Ulrich Wehler resümiert: „Im Grunde war der Krieg im Frühjahr 1916 ernährungswirtschaftlich verloren."

Oft nahmen sich „minderbemittelte" Frauen nun das Recht, nicht nur demonstrierend durch die Straßen zu marschieren, sondern den Regierenden direkt ihre Forderungen zu präsentieren. Im Oktober 1915 erschienen rund 200 Frauen vor dem Rathaus von Solingen, wo die Polizei sie vom Eindringen in das Gebäude abhielt. Der stellvertretende Bürgermeister empfing schließlich eine fünfköpfige Delegation und ließ sich auf Verhandlungen mit ihnen ein. Er versprach, für billige Kartoffeln und Kohle zu sorgen. Die Frauen wollten mehr und erreichten eine allgemeine Erhöhung der Unterstützung für Soldatenfrauen. Mit der Zusage des Bürgermeisters allein nicht zufrieden, schickten sie eine weitere Abordnung zur Bezirksverwaltung und ließen sich das Verhandlungsergebnis bestätigen.

Auf ihre eigenen parlamentarischen Vertreter, die Sozialdemokraten, setzten viele „Minderbemittelte" in der Hunger-Krise offenbar gar nicht mehr. Die SPD, die nach Kriegsbeginn einen politischen „Burgfrieden" mit der Regierung einhielt, war beim Kriegsernährungsamt in die Verantwortung eingebunden worden, durch den ersten sozialdemokratischen Unterstaatssekretär August Müller, einen Hamburger Genossenschaftsführer. Als im August 1916 ein Vortrag Müllers in „Sagebiels Etablissement" angekündigt wurde, warnten Hamburger Gegner des offiziellen SPD-Kurses mit einem Flugblatt „Sozialdemokrat oder Regierungsagent?" vor dem „Beruhigungsdoktor": „Das Auftreten dieses Auch-Sozialdemokraten ist eine Beleidigung der Hamburger Arbeiterschaft."

SÜDDEUTSCHER VERLAG

Schülerinnen beim Arbeitseinsatz (in Berlin): *Mobilmachung im Inneren*

Rübenanlieferung (1917): *Suppe, Marmelade oder Pudding, für alles musste die Kohlpflanze herhalten*

Müllers Rede vor rund 3000 Zuhörern rechtfertigte die Arbeit des Kriegsernährungsamtes („Im Großen und Ganzen haben wir noch viel Glück gehabt, dass wir gut über die schwere Zeit hinweggekommen sind“) und wurde immer öfter von Lachen, Lärm und Zwischenrufen unterbrochen. Als der Sozialdemokrat auch noch kriegsbedingte Preiserhöhungen für vertretbar erklärte und provokant hinzufügte, „so viel ich weiß, sind auch die Löhne der Arbeiter erhöht worden“, gingen seine Worte im Tumult unter.

Ein älterer Zigarrenarbeiter, Friedrich Hörmann, sprach der Versammlung dagegen aus dem Herzen. „Dr. Müller und die Leute um die Alster herum müssten sich nur acht Tage lang ihr Essen aus der Kriegsküche holen“, rief er unter demonstrativem Beifall, dann würde „Dr. Müller nicht mehr sagen durchhalten, sondern aufhalten“.

Die Durchhalteparolen nahmen zu, je mehr die Menschen an der Heimatfront abnehmen mussten. Im berüchtigten „Steckrübenwinter“ 1916/17 sank die durchschnittliche Versorgung auf 1000 Kalorien pro Tag, die Hälfte des Mindestbedarfs.

Zu den Folgen der Blockade kamen nun weitere unglückliche Umstände.

Feldpostkarte zur Mangelwirtschaft
Enormer Anstieg der Preise

BPK (O.); GALERIE BILDERWELT (U.)

Die Ernte war verregnet, und wegen der unsinnigen amtlichen Preisregelungen brachte es den Landwirten mehr, Kartoffeln und Getreide zu verfüttern oder an Brennereien zu verkaufen, als in die hungernden Städte zu liefern. Im Frühjahr 1917 bemühte sich das Kriegsernährungsamt um Klarstellung: „Immer wieder begegnet man der Meinung, dass jetzt noch Korn zur Schnapsherstellung verwendet wird. Das ist ein Irrtum.“ Getreide dürfe zum Schnapsbrennen „auch nicht für das Heer verwendet werden“.

Die Steckrübe, eigentlich ein Futtermittel, musste die fehlenden Kartoffeln ersetzen. Die Kohlpflanze war nach Meinung der Kochratgeber für fast alles zu gebrauchen: Steckrüben-Suppe, -Auflauf, -Pudding, -Frikadellen, -Koteletts, -Klöße, -Mus, -Marmelade.

Die Lehrerin Gertrud Schädla aus Verden schrieb am 5. November 1916 in ihr Tagebuch: „Die innere Lage, das Durchhalten mit den Lebensmitteln, ist verzweifelt ernst. England hat, wenn auch nicht ganz, so doch fast erreicht, was es wollte: Wir nagen am Hungertuche. Mit 90 Gramm Fett, mit 150 Gramm Fleisch, mit 2000 Gramm Brot und einem Ei die Woche auskommen, das ist wahrhaftig kein Spaß. Es ist wirk-

lich jetzt oft so, wie Tante Emilie schon vor einem halben Jahr von ihrem Haushalt sagte: „Jeder geht rum und suchet, was er verschlinge.“

Die inländische Agrarproduktion war seit Kriegsbeginn dramatisch gefallen, bei Kartoffeln, Zucker oder Hafer zum Beispiel um rund die Hälfte. Von einem Ausgleich der Importausfälle konnte nicht die Rede sein. Bis zum Ausbruch des Krieges war das Kaiserreich weltweit der größte Importeur von Agrarprodukten.

Besonders litten die landwirtschaftlichen Betriebe unter der Einberufung der Bauern in den Krieg. Die Führung auf dem Hof mussten nun die Bäuerinnen übernehmen, 44 Prozent der Agrarbetriebe standen 1916 unter weiblicher Leitung. Kriegsgefangene konnten die eingezogenen Bauern nur begrenzt ersetzen, schwere Feldarbeit wie Pflügen oder Mähen war nun Sache der Frauen.

„Jetzt muss ich halt dem Josef seine Arbeit auch noch mittun, es ist manchmal schwer für mich, zum Beispiel das Ackern geht wohl nicht recht gut“, schrieb eine Bäuerin aus dem südbayerischen Erdenwies 1917 an ihre Schwester, und eine andere klagte: „Drei Jahre Arbeiten allein wie ein Riesenvieh, das halten die Menschen nicht mehr aus, wir haben für Gott schon vieles getan, und kein Ende werde nicht mehr.“

In den Städten wurde der Kampf um das tägliche Brot, das es nun oft nur ersatzweise als „Kriegsbrot“ aus Kartoffelmehl gab, zu einem erschöpfenden Stellungskrieg in den Schlangen. Eine Freiburgerin schilderte das Anstehen Ende 1917. Hunderte von Menschen warteten in Zehnerreihen vor dem Kornhaus. Nach anderthalb Stunden hatte die Frau den Eingang erreicht, nur um festzustellen, „dass die ganze Menge sich an einen einzigen Zahlschalter vorschieben musste. Diese Prozedur ging unter großem Gedränge und Schimpfen vor sich. Ich gab den Kampf auf und zog mich zurück“.

Schätzungsweise 700 000 Deutsche starben während des Ersten Weltkrieges vor allem an den Folgen von Unterernährung. Die Verluste an der Heimatfront erreichten ein demoralisierendes Ausmaß – die Zahl der zivilen Opfer betrug immerhin rund 35 Prozent der Gefallenen an den Kriegsfronten. Zwischen 1914 und 1918 kamen mehr Menschen in Deutschland durch den Hunger-Krieg um als von 1939 bis 1945 durch die alliierten Flächenbombardements, die rund 600 000 Tote forderten.

Mit dem Steckrübenwinter 1916/17 nahmen die Proteste in den Städten eine neue Qualität an. Die Frauen demonstrierten

INTERFOTO

Lebensmittelkarte (in Hamburg, 1918): *Schrumpfende Rationen*

BPK

Polizeiaktion gegen Hamsterer: *„Wir nagen am Hungertuche“*

nicht mehr nur gegen Wucher und Mangel, sondern zunehmend gegen Krieg und Ausbeutung. „Und nun frage ich die Männer: Wie lange wollt ihr es noch aushalten mit dem schlechten Lohn?“, rief eine Frau auf einer Versammlung Hamburger Hafenarbeiter im Dezember 1917. „Wie lange soll es noch dauern, dass ihr euch bei der langen Arbeitszeit die letzte Kraft aus den Knochen saugen lasst?“

Die meisten Arbeiter auf den kriegswichtigen Hamburger Werften gingen ein hohes Risiko ein, wenn sie öffentlich aufbegehrten. Sie waren „reklamiert“, also zum Soldatendienst eingezogen und dann für den Arbeitseinsatz freigestellt. Schon bei geringen Verstößen konnten sie an die Front geschickt werden. „Wir müssen uns alle einschränken. Ihnen geht es hier viel zu gut“, erklärte der Gründer von Blohm & Voss, Hermann Blohm, schon 1915. „Sie können froh sein, dass sie reklamiert sind und nicht im Schützengraben rumliegen brauchen.“

Allen Drohungen zum Trotz begann im Oktober 1916 eine Kette von Werftstreiks, die bis ins nächste Frühjahr dauerte. Ging es zunächst noch um die Verschleppungstaktik der Arbeitgeber bei Lohnverhandlungen, wurden bald auch Forderungen nach Frieden immer lauter. Am 1. August 1917, dem dritten Jahrestag des Kriegsbeginns, sammelten sich an die 10 000 Fabrik- und Werftarbeiter auf dem Heiligengeistfeld zu einer Friedensdemonstration. Aufgerufen dazu hatten Mitglieder der Sozialistischen Arbeiterjugend Hamburgs, im Polizeibericht als „Halbstarke“ tituliert.

Vom traditionellen Versammlungsplatz der Hamburger Arbeiterschaft ging es zum Alsterpavillon am Jungfernstieg, dem bevorzugten Café der hanseatischen Bürger. „Einige Steine sausen hinein“, schilderte ein junger Sozialist die Ereignisse für eine Feldpostzeitung. „Für die Prasser noch viel zu wenig; denn den Verwundeten der hiesigen Lazarette ist das Passieren des Jungfernstieges verboten, weil die

Rosa Luxemburg hatte einen pathetischen Ton, der die Stimmung der Enttäuschten in den Versammlungen gut traf.

Schlange vorm Bordell

In der Heimat fehlten die Männer, an der Front die Frauen. Der Krieg zerstörte auch die bürgerliche Sexualmoral.

Französischer Bordellgutschein

The Great War, der Große Krieg, wie er bei Deutschlands einstigen Gegnern bis heute heißt, bescherte britischen Polizisten ungewohnten Zusatzdienst. Sie sollten in den Schlafzimmern von Soldatenfrauen nach Liebhabern schnüffeln. Denn Sittsamkeit an der Heimatfront wurde mit dem Krieg zur nationalen Pflicht.

Ehebruch der Strohwitwen hätte die Moral der Kämpfenden beeinträchtigen können, wurde deshalb mit Streichung staatlicher Zuwendungen an deren Familien geahndet. Neben den Bobbys wachten eigens aufgestellte Frauenpatrouillen über Zucht und Anstand ihrer Geschlechtsgenossinnen. Aufreizende Literatur oder zweideutige Theaterstücke wurden vorbeugend zensiert.

Probleme mit der kriegsbedingten Trennung von Ehepartnern hatten sämtliche am Waffengang beteiligten Staaten. In England wie in Frankreich, in Russland wie in Deutschland brachte der massenhafte Marsch der Männer an die Front das Sexualleben in der Heimat durcheinander.

Im Deutschen Reich verpflichtete das Kriegsministerium Soldatenfrauen per Propaganda und Runderlassen zur ehelichen Treue. Auch unter dem Kaiser konnten Ehebrecherinnen mit Unterstützungsentzug bestraft werden. Durch namentliche Veröffentlichungen an den Pranger gestellt und strafrechtlich verfolgt wurden Frauen, die sich mit Kriegsgefangenen einließen. Das blieb angesichts 13 Millionen eingezogener Männer und über eine Millionen an der Heimatfront schuftender Gefangener keine Seltenheit.

Um die Sexualmoral der Soldaten selbst war der Staat weniger besorgt. Die konnten sich in Bordellen ausleben, in denen „die geschlechtliche Notdurft“, so formulierte es eine feministische Publizistin, „vielfach auf völlig gemütslose, ja tierische Art gestillt werden musste“. Die frontnahen Puffs, wo die Freier Schlange standen, wurden zum Teil vom Militär selbst betrieben und stabsärztlich überwacht. Denn Geschlechtskrankheiten zersetzten die Wehrkraft.

An die Truppe wurden deshalb auch Kondome oder Desinfektionsmittel ausgegeben. Für Offiziere gab es luxuriöse Etablissements mit Champagnerservice. So blieb die Krankenrate bei deutschen Kriegern auf 1,5 bis maximal 3 Prozent (in der kopulationsfreundlicheren Etappe) beschränkt.

Beim zunächst weniger peniblen Feind stieg die Lustseuchenrate – etwa bei kanadischen Einheiten – zeitweise auf in der Tat wehrkraftgefährdende 29 Prozent. Mit harten Strafen bedrohten die Briten angesichts fünf Prozent geschlechtskranker Kämpfer infizierte Frauen, die Sex mit Soldaten Seiner Majestät suchten.

Deutsche Soldaten, Prostituierte: *„Geschlechtliche Notdurft gestillt“*

Amerika erklärte für seine Truppe in Frankreich Bordelle als „off limits“, trieb sie aber damit nur kaum kontrollierten freiberuflichen Gunstgewerblerinnen in die Arme.

Sex, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Öffentlichkeit noch weithin Tabuthema, sollte auch im Krieg unter der Decke bleiben. Doch die Macht des Faktischen war stärker. Von den über 70 Millionen dienenden Männern, die zum Teil an Fronten fern der Heimat kämpften und täglich mit dem Tod rechnen mussten, kümmerten sich viele kaum mehr um bürgerliche Sexualmoral, lebten sich vielmehr mit „Mademoiselles“ oder „Slawenhuren“, so der Soldatenjargon, aus – wenn sich die Chance dazu ergab.

Millionen Frauen, die im Alltag daheim Männer ersetzen mussten und gleichzeitig zur Kinderproduktion angehalten wurden, scherten sich ebenfalls immer weniger um die Keuschheitsappelle ihrer Obrigkeiten. „Reichswochenhilfe“ wurde nämlich auch unehelichen deutschen Müttern zuteil, deren Prozentsatz in den Kriegsjahren um zwei Drittel anstieg. Frankreich verkündete eine „Mobilisierung der Wiegen“. England feierte 1917, zum Höhepunkt der gezielten Menschenvernichtung an der Westfront, eine „National Baby Week“ im Hinblick auf künftiges Kanonenfutter.

Gleichzeitig ächtete die fortdauernde Doppelmoral frei ausgelebte weibliche Sexualität. Deutschland ließ als „unzüchtig“ aufgefallene Frauen sittenpolizeilich überwachen. In Frankreich, wo der Kriegsschriftsteller Roland Dorgelès den gefährlichsten Feind an der Heimatfront „in Gestalt der Frauen, die ihre Männer an der Front betrogen“, ausmachte, muss-

Deutsches Feldbordell für Offiziere: *Kondome an die Truppe ausgegeben*

ten Gaststätten um 21 Uhr schließen, Alkoholausschank an weibliche Gäste war verboten. In England drohte „amateur girls“, die Männer anmachten, Inhaftierung bis zum 19. Lebensjahr. In Garnisonsorten wurden Prostituierte mit nächtlichem Ausgehverbot belegt.

Da die spießbürgerliche Einbindung sexueller Beziehungen in die Ehe mangels Ehemänner aber nicht mehr funktionierte, „verallgemeinerten sich die erotischen Verhältnisse zwischen Frauen und Männern, die weder verheiratet noch Prostituierte und Freier waren“, so Ute Daniel in der „Enzyklopädie Erster Weltkrieg“. Freie Liebe grassierte.

Je länger der Krieg dauerte, umso mehr spielten Frauen auch im Kampfgeschehen eine Rolle. Im besetzten Belgien etwa waren die Frauen, „in denen ein Feuer glühte“, so ein Historiker, die Seele des Widerstandes gegen die deutschen Soldaten. Eine 18-jährige „Franktireurin“, wie die Partisaninnen genannt wurden, erschoss einen deutschen Offizier und wurde dafür hingerichtet.

Im Frühjahr 1917 wurden Frauen auch im regulären Militärdienst eingesetzt. Die Alliierten stellten als Erste zur Entlastung der kämpfenden Männer weibliche Hilfskorps auf. Britische Traditionalisten erregte, dass die Frauen das geheiligte Khaki der Soldaten trugen, und sorgten sich, dass sie womöglich die „boys“ verführen und von ihrer Kampfaufgabe ablenken könnten. Etliche der eingezogenen Girls wandten sich freilich eher Angehörigen des amerikanischen Expeditionskorps zu, einige entfleuchten für immer nach Übersee.

Rund 17 000 junge Frauen aus Deutschland dienten als „Etappenhelferinnen“ in besetzten Gebieten, vor allem in Frankreich, und waren dort bald als „abenteuerliche Mädchen“ bekannt. Von der Westfront nahm das deutsche Heer in den letzten Kriegsmonaten zudem mehrere tausend Französinnen mit auf den Rückzug – wie viele davon unter Zwang, wurde nie bekannt. An der Ostfront grassierte die Legende von Flintenweibern. Tatsächlich gab es gegen Kriegsende ein russisches Frauenbataillon mit etwa 300 Schützinnen.

Vergewaltigungen kamen an allen Fronten vor, waren aber im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg keine Massendelikte. Gleichwohl heizten die Engländer schon zu Kriegsbeginn eine Gräuelpropaganda an, wonach „deutsche Soldaten sengen, morden, rauben und vergewaltigen, wohin sie auch kommen mögen“. Zum Propaganda-Arsenal gehörten auch Berichte über „abgehackte Kinderhände“ oder „ausgestochene Augen“ – Schauermärchen, die keiner objektiven Überprüfung standhielten.

Wahr hingegen ist: Der Erste Weltkrieg sprengte traditionelle Gesellschaftsformen. Der sexuellen Versuchung im Schlachtengetümmel folgten die wilden zwanziger Jahre in Berlin oder London mit einer bis dahin unbekannten sexuellen Freizügigkeit.

SIEGFRIED KOGELFRANZ

Herrschaften den Anblick nicht ertragen können.“

Ende Januar 1918 wurde die Streikwelle immer mächtiger. Hunderttausende Arbeiter und Arbeiterinnen waren in ganz Deutschland im Ausstand, in Berlin, dem Zentrum der Rüstungsfabriken, allein 180 000. Die Polizeispitzel warnten ihre Vorgesetzten vor der realen Drohung einer Revolution. Doch noch war es nicht so weit. Nach massivem Polizeieinsatz und in heftigem Schneefall lösten sich die Proteste auf.

Demonstrationen und Streiks hatten inzwischen Unterstützung auch bei Sozialdemokraten gefunden – nicht bei der Mehrheit der Reichstagsfraktion, die weiter unerschüttert zum Burgfrieden mit der Regierung stand, sondern bei einer Minderheit der Berliner SPD-Abgeordneten, die diesen Kurs nicht mehr mittragen wollten.

Zur endgültigen Spaltung war es gekommen, als 18 Mitglieder der Fraktion im März 1916 darauf beharrten, keine weiteren Kriegskredite zu bewilligen. Die Opponenten wurden unter heftigen Beschimpfungen ausgeschlossen. „Dreckseele“, „schamloser Kerl“, „frecher Halunke“ schleuderten die Genossen dem Kollegen Hugo Haase entgegen, der die Ablehnung in der Sitzung begründete – er war immerhin ihr eigener Parteivorsitzender.

Anfang April 1917 gründeten die Ausgeschlossenen eine eigene Partei, die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD). Der Ort der Versammlung war mit Blick auf die SPD-Tradition symbolträchtig ausgewählt: Gotha, wo sich 1875 aus verschiedenen Gruppierungen die mächtige deutsche Arbeiterpartei zusammengefunden hatte. Die

Deutscher U-Boot-Angriff auf ein Frachtschiff
Fatale Risikostrategie

HULTON ARCHIVE

Armenspeisung für Kinder (1918): *Stinkende Graupensuppe*

führenden Vertreter der neuen Sozialdemokratie kamen von links wie von rechts. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, überzeugte Kriegsgegner und später Gründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, waren ebenso dabei wie der Theoretiker des rechten Revisionismus, Eduard Bernstein, und der pragmatisch orientierte Haase.

Rosa Luxemburg, zwischen 1915 und 1918 mit wenigen Unterbrechungen in Haft, hatte einen pathetischen Ton, der den braven Mehrheitssozialisten eher unheimlich war, die Stimmung der Enttäuschten und Geschwächten in den Versammlungen aber gut traf. In „Die Krise der deutschen Sozialdemokratie“ schrieb sie 1916: „Geschändet, entehrt, im Blute watend, von Schmutz triefend – so steht die bürgerliche Gesellschaft da, so ist sie. Nicht wenn sie, geleckt und sittsam, Kultur, Philosophie und Ethik, Ordnung, Frieden und Rechtsstaat mimt – als reißende Bestie, als Hexensabbat der Anarchie, als Pesthauch für Kultur und Menschheit, so zeigt sie sich in ihrer wahren, nackten Gestalt.“

Rund ein Siebtel der SPD-Bezirksorganisationen schwenkte sofort zur neuen Partei über. Im Oktober 1917 hatte die USPD rund 120 000 Mitglieder, eine erstaunliche Zahl im Vergleich zur SPD. Die kam zu dieser Zeit gerade mal noch auf doppelt so viele Genossen – seit 1914 war der Mitgliederbestand von fast 1,1 Millionen auf 243 000 geschrumpft. Die alte Partei litt unter den Folgen ihrer Kompromisse mit der Reichsregierung, die junge Rivalin gewann durch klare, offene Kritik am Krieg.

Die Führung des wilhelminischen Reiches war allerdings nicht bereit, auf Friedenswünsche im Volk einzugehen.

* Mit einem auf der Straße gestürzten und daraufhin notgeschlachteten Pferd.

Während die Demonstrationen und Streiks heftiger wurden, holte die Reichsregierung unter Kanzler Theobald von Bethmann Hollweg ausgerechnet die Hardliner an die Spitze der militärischen Kommandogewalt, die unbeirrt bis zum Endsieg kämpfen wollten. Am 29. August 1916 wurden Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, der populäre Held der Tannnenberg-Schlacht, und sein Generalskamerad Erich Ludendorff zu Oberkommandierenden der 3. Obersten Heeresleitung (OHL) ernannt.

Die „Dioskuren“ besaßen eine bisher ungekannte Machtfülle, mit einer Rücktrittsdrohung konnten die vermeintlichen Retter ihre Wünsche gegenüber Kaiser und Kanzler jederzeit durchsetzen. Der angesehene Hindenburg gab die Vaterfigur ab, Ludendorff hielt die Fäden in der Hand. „Politisch ahnungslos und überaus ungebildet, nervös und jäh“ nannte ihn der Kanzler-Gehilfe Kurt Riezler. „Würde, wenn frei losgelassen, Deutschland binnen kurzem in den Abgrund stürzen.“

Mit dem so genannten Hindenburg-Programm strebten die neuen Herren eine völlige Militarisierung Deutschlands an. Jugendliche sollten vom 16. Lebensjahr militärisch ausgebildet werden, die Pflichtzeit für den Soldatendienst sollte bis zum 50. Lebensjahr ausgedehnt werden, Frauen sollten einer allgemeinen Dienstpflicht unterliegen. Als Gesetz über den „Vaterländischen Hilfsdienst“ wurde das Programm im Reichstag allerdings noch erheblich verändert, um besonders die Gewerkschaften und die SPD einzubinden. Das Entgegenkommen begründete General Wilhelm Groener, Chef eines neuen „Kriegsamtes“

IMPERIAL WAR MUSEUM

DER SPIEGEL

Unterernährte Kinder, hungrige Erwachsene*: *„Jeder suchet, was er verschlinge“*

zur Rüstungskoordination, zum Entsetzen der meisten Industriellen mit den Worten: „Gegen die Arbeiter könnten wir den Krieg überhaupt nicht gewinnen."

Die Gewerkschaften wurden im Gesetz erstmals als Partner anerkannt, Arbeiterausschüsse in den Betrieben und Schlichtungsverfahren gaben ihnen neue Rechte, die nach dem Krieg Grundlage für den Ausbau des Sozialstaates wurden. Zugleich waren die Gewerkschaften damit aber Teil der Kriegsmaschinerie, die auf Hochtouren einen Sieg mit illusionären Kriegszielen anstrebte. Der Gewerkschaftsführer Carl Legien war sich dieses Risikos des „Zwangsgesetzes" durchaus bewusst, das nur mit „einigen Tropfen sozialen Öls" gesalbt sei.

Der totalen Mobilmachung im Innern entsprach nach Außen eine Ausweitung des Krieges: Am 1. Februar 1917 wurde der uneingeschränkte U-Boot-Krieg angeordnet. Das bedeutete: Deutsche Unterseeboote schossen in internationalen Gewässern ohne Vorwarnung auf Handelsschiffe aller Nationen. Damit sollte insbesondere England vom Nachschub abgeschnitten werden. Die Militärs behaupteten, das Königreich könne so innerhalb von etwa fünf Monaten zum Frieden gezwungen werden. Das war eine Fehlkalkulation, den Briten stand trotz ersten Erfolgen bei der Versenkung eine viel größere Handelsflotte zur Verfügung, als die deutschen U-Boot-Strategen berechnet hatten.

Die gefährlichste Folge der Torpedierungsaktion war jedoch der Kriegseintritt der USA. Genau aus diesem Grund hatte sich Kanzler Bethmann Hollweg zunächst gegen die Pläne der 3. OHL gewandt. Doch in der Berliner Politik fand die fatale Risikostrategie zahlreiche verblendete Befürworter, vom lange zögernden Kaiser Wilhelm II. bis hin zum Nationalliberalen Gustav Stresemann, dem späteren Außenminister der Weimarer Republik. Kein einziger amerikanischer Truppentransporter, so tönten sie, werde je durchkommen, um einen US-Soldaten an die Westfront zu bringen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Wilhelm Solf, resignierte: „Der Verstand hat vor der Macht seine Fahne heruntergeholt."

Der Aufmarsch der US-Armee auf dem europäischen Kriegsschauplatz besiegelte die deutsche Niederlage und den Untergang des Kaiserreichs. Ende September 1918 musste Ludendorff gegenüber der Regierung zugeben, dass wegen des Einsatzes frischer US-Verbände ein militärisches Debakel drohe. Zudem sei die eigene Armee „schwer verseucht durch das Gift spartakistischer und sozialistischer Ideen".

Aus Furcht vor einer Revolution brachte die wilhelminische Regierung

SÜDDEUTSCHER VERLAG

Anti-Kriegs-Demonstration*: *Verbrüderung der Arbeiter*

kurz vor dem Untergang, am 24. Oktober 1918, einen Verfassungsentwurf für eine – ziemlich halbherzige – parlamentarische Monarchie im Reichstag ein. Die Sozialdemokraten wurden in eine neue Reichsregierung unter dem Kanzler Prinz Max von Baden miteinbezogen.

Das teilte der MSPD einmal mehr die Rolle der Abwiegler zu, während auf den Straßen schon der Aufruhr zu spüren war. Hamburger Mehrheitssozialdemokraten beschworen ihre Anhänger: „Je größer die Gefahr, desto unerschütterlicher muss die Ruhe der Volksmassen sein." Derweil konnte es die Polizei in der Hansestadt schon nicht mehr wagen, gegen Versammlungen der USPD vorzugehen. Über eine dieser Zusammenkünfte berichtete ein Genosse: „Geradezu elementar brach sich die auf Herbeiführung einer sozialen Republik und gegen den von regierungssozialistischer Seite propagierten nationalen Krieg gerichtete Stimmung Bahn."

Den letzten Anstoß zur Revolution gab die Marineleitung. In einem aberwitzigen Anfall von „soldatischer Ehre" wollte Admiral Reinhard Scheer seine Flotte zu einem „letzten großen Kampf mit England" auslaufen lassen. Auf den nahe der Insel Wangerooge versammelten Schiffen gingen Gerüchte von einer „Todesfahrt" um. Als am Abend des 29. Oktober der Befehl zum Ankerlichten am nächsten Morgen ausgegeben wurde, brach eine erste Meuterei aus. Offizieren gelang es noch, 1000 Matrosen gefangen zu nehmen.

Doch die Nachricht verbreitete sich schnell, vor allem bei dem nach Kiel zurückgekehrten III. Geschwader, die Empörung war gewaltig, und der Funke sprang von einem Schiff zum anderen über. Am 2. November solidarisierten sich die Soldaten, die gegen die Meuterer vorgehen sollten, mit den Matrosen, Arbeiter schlossen sich an, die ersten Räte wurden gegründet. Nun war die Welle nicht mehr aufzuhalten.

In Hamburg jubelte der USPD-Reichstagsabgeordnete Wilhelm Dittmann auf einer Versammlung im Gewerkschaftshaus: „Diese Verbrüderung der Arbeiter im Werkstattkittel und im Waffenrock ist die erhebendste Erscheinung dieses Krieges. Der Krieg hat zur Reife gebracht, was sonst noch Jahrzehnte erfordert hätte."

Während Dittmann noch von der Machtergreifung des Proletariats redete, drängte eine Abordnung Kieler Matrosen mit roten Bändchen auf der Brust zur Rednerbühne, dann stieß ein Trupp Infanteristen dazu und hakte sich mit den Arbeitern unter. Die Begeisterung war allgemein, wie eine Teilnehmerin schilderte: „Das war eine Versammlung, wie noch keine war, und wie wir wohl keine wieder erleben werden."

Das Kaiserreich war am Ende, aber auch die Revolution war bald wieder vorbei. Der MSPD-Abgeordnete Friedrich Ebert, später Reichspräsident, erklärte dem Kanzler Max von Baden, wie er den Zusammenhang sah: „Wenn der Kaiser nicht abdankt, dann ist die soziale Revolution unvermeidlich; ich aber will sie nicht, ja, ich hasse sie wie die Sünde."

Der Kanzler verkündete die Abdankung auf eigene Faust und übergab Ebert die Regierungsgeschäfte – was so in der Verfassung nicht vorgesehen war und einem Staatsstreich gleichkam. Es war der 9. November 1918. Zwei Tage später unterzeichnete der Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger das Waffenstillstandsabkommen im Wald von Compiègne.

Kaiser Wilhelm II., der sich im Hauptquartier der OHL im belgischen Spa aufgehalten hatte, brach ins niederländische Exil auf mit den Worten: „Ja, wer hätte das gedacht, dass es so kommen würde?" Dann fand er aber für sich eine passende Erklärung: „Das deutsche Volk ist eine Schweinebande."

MICHAEL SCHMIDT-KLINGENBERG

AKG

AKG

Reichskanzler von Baden (3. v. l.), Ebert (1918): *„Ich hasse die Revolution wie die Sünde"*

* Im November 1918 in Berlin.